

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-68171](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-68171)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Dienstag, den 31. August 1847.

№ 70.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in $\frac{1}{2}$ Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Mir und mich.

Von J. M. Rütting.

Man spricht das Deutsch, wie stets mir schien,
Am leichtesten doch in Berlin;
Richtig? kann man nicht sagen!
Warum heißt es bald „mir“ bald „mich“?
Si das geniet ja fürchterlich,
Und heißt die Menschheit plagen!
Was quält man sich mit „vor“ und „für“,
Mit „Ihnen“, „Sie“, mit „mich“ und „mir“,
Und nügen derlei Sachen?
Berlinern ist, so arm wie reich,
Affektief und David gleich!
Unschaulich will ich's machen.

Ein Jüngling ganz in Lieb' entbrannt
Faßt der Geliebten weiche Hand
Und seufzet Liebesklagen.
Spricht sie nun: Ja, ich liebe Dich!
Liebst Du mir aber — oder mich?
Dann wird er also sagen:
„Ich liebe Dir, ich liebe Dich,
Wie's richtig is, ich weech es nich,
Un's is mich doch Pomade.
Wie, wenn ich lieb', es heißen muß,
Zu suchen erst im Heinsfus,
Wär' um die Liebe schade!
Ich liebe Dir, ich liebe Dich,
Wie's richtig is, ich weech es nich,
Doch klopft mein Herz so schnelle!
Ich lieb' nich uf den dritten Fall,
Ich lieb' nich uf den vierten Fall,
Ich lieb' „uf alle Fälle.“

Wenn sie danach nun sinnend steht,
In süßen Träumen sich ergeht
Bei lautem Seufzen, Stöhnen,

Dann hören aus des Vaters Mund,
Im Wahn', das Kind werd' ungesund,
Wir solche Rede tönen:
Ich wund're mir heut' über Dir;
Du ißt und trinkst mir sonst vor Bier
Un heute will's nich schmecken?
Bedenke Dir, Du ißt nichts nich?
Das ängstigt mir ganz fürchterlich,
Kannst Du mir so erschrecken?
Irr' ich mir nich, hast Du, wie's scheint,
Ganz dicke Augen Dir geweint;
Laß mir Dir 'mal ansehen.
Komm her, mein Kind, seß' Dir bei mir,
Dir stehn zu sehn, des jammert mir,
Dir schwächt das lange Stehen.“

Nach solcher Rede vom Papa
Ergreift die Angst auch die Mama,
Sie läßt sich so vernehmen:
„Was is mich des mit Dich, mein Kind,
Du scheinst mich nich ganz wohl zu find,
Wirst mich doch nich erkranken?
Du ißt mich nich, Du trinkst mich nich,
Sprichst nich mit Vatern, nich mit mich
Und stehst mich in Gedanken?
Ich sage Dich, sei auf der Hut!
Das Hungern thut Dich gar nicht gut,
Wird Dich den Frohsinn rauben.
Drum nimm Dich was und stipp Dich ein,
Dann wird es Dich bald besser sein,
Das kannst Du mich schon glauben.“

Nun macht das Kind mit zartem Mund
Bald mir, bald mich, den Eltern kund,
Was kürzlich ihm begegnet.



Die sagen: Ja! und kinderleicht
Mit einem Mal die Krankheit weicht.
Sprachfehler, seid gesegnet!

Dies vorzutragen stand ich hier;
Gesiel's euch, so bedank ich mir!

Ein Familien-Geheimniß.

(Schluß.)

In einem Flügel des Hauses, fern von dem Saale, wo die Fröhlichkeit herrscht und der Jubel, fern von dem Zimmer, wo Madame Rosen mit dem Abbé Montour im ersten Gespräche vertieft sitzt, war ein kleines, einfaches Gemach; zu dem drang kein lustiger Ton — aber auch kein klagender Ton der Nachtigall — und wenn am Tage die Sonne draußen so prächtig aus dem blauen Himmel auf die grünen Bäume schien, da drinnen blieb es trübe und dunkel; und wenn des Nachts die Mondesstrahlen liebend die entschlafenen Blumen küßten, ach! da hinein drang kein tröstender Strahl.

Das war ein schauerliches Gemach, dick mit schwarzen Teppichen verhängt, und kein banger Seufzer der Angst, kein greller Schmerzensschrei drang aus diesem Zimmer hinaus in die Welt. Nur oben, dicht unter der Decke, war eine kleine viereckige Oeffnung; doch auch die wurde von außen durch die Zweige eines Baumes verdeckt.

Wer da drinnen war, dem mußte sein, wie einem lebendig Begrabenen — und es war da drinnen ein Wesen, jung und lieblich wie eine kaum sich entfaltende Rosenknospe, aber — wie eine weiße Rosenknospe; denn nicht der leiseste Schimmer färbte diese einst vollen, jetzt eingesunkenen bleichen Wangen.

Es ist ein Mädchen in dem Alter, dessen Erbtheil die Fröhlichkeit sein sollte und das Glück. Sie liegt auf harter Pritsche und schläft und träumt, ach! einen süßen Traum. Der Mund lächelt so hold und die geschlossenen Augenlider zittern wie in wehmüthiger Freude. Wer sie so daliegen sähe, weinen müßte er, weinen und fluchen über die, die eine so liebliche Blume so zeitig geknickt. — Dunkler brennt die Lampe und der salbe Schein fällt auf die Schlafende, deren leise Athemzüge unruhiger werden; unter den Augen erscheint ein dunkler Streif, auf die fein geäderte Schläfe tritt ein kalter Schweiß und die sich halb öffnenden Lippen zucken schmerzlich. Hoch auf flackert noch einmal die Lampe und kein grellen Schein sieht man, daß das Gesicht wieder ruhig und still geworden ist, wie das eines

schlafenden Kindes, und — sie ist entschlafen tief, tief, zum Nimmererwachen.

Draußen im Garten ist die Nachtigall still geworden; doch in den hell erleuchteten Sälen tobt lauter und lauter die Lust

Lesen wir einzelne Blätter aus Marien's Tagebuche. — — — Ich bin so fröhlich heute! Eduard hat mir's ja heute gesagt, daß er mich liebt, und daß ich ihm gut bin, weiß er gewiß. Ich habe es ihm zwar nicht gesagt, aber er muß es mir wohl angemerkt haben.

— — — Warum nur die Tante immer böse aussieht, wenn ich freundlich mit Eduard spreche? Es ist doch nichts Böses, daß wir uns lieben. Freilich ist er nicht reich, aber ich bin's ja, und das macht mich grade recht glücklich, denn er wird mir dann doch Etwas zu verdanken haben. Ach! ich danke ihm viel — Alles, was ich jetzt denke und fühle, habe ich ja nur von ihm. —

— — — Warum die Tante jetzt nur immer so viel von Eugen und seinen guten Eigenschaften spricht. Weiß Gott, er hat deren nicht zu viele. Eduard hat in Dienstgeschäften verreisen müssen und wird wohl lange fortbleiben. Was mir die Zeit bis dahin lang werden wird! —

— — — Mein Gott! ich soll an Eduard nicht mehr denken — das ist ganz unmöglich! Und das Andere, was die Tante gesagt, kann wohl nur ihr Scherz sein. Eugen soll ich heirathen? nie! nie!

— — — Der Abbé Montour hat sich doch sonst als mein Freund gezeigt und heute sprach er so strenge mit mir. Ich soll thun, was die Tante will, meint er, und das kann ich doch nicht. —

— — — Mein Gott! wie sie mich Alle bestürmen und mein Herz quälen und foltern. Was ich Eduard versprach, muß ich ja halten, ich kann, ich kann ja nicht anders. Ach! wäre er doch hier, damit ich mich an ihn stützen könnte. Die Angst, die mich beklemmt, wenn sie mich Alle so bestürmen, ist kaum mehr zu ertragen, und sie drohen — und ich stehe so ganz allein und Niemand ist, der mich schütze. —

Sie, die diese Blätter geschrieben, lag und schlief den Todeschlaf in dem einsamen, finstern Gemach, und lange Zeit der Angst und Qual war vergangen, ehe sie den Frieden, der ihr geraubt, dort wo der ewige Friede herrscht, gesunden.

Durch die Salons tauscht noch das jubelnde vornehme Leben, kalt und herzlos.

Die elegante Frau vom Hause macht mit liebenswürdiger aisance die Honneurs und das feine Lächeln ihres Mundes deutet nicht auf irgend eine unangenehme Erregtheit, und auf der Alabasterstirn zeigt kein Wölckchen die Ahnung von etwas Schlimmem.

Der Portier öffnet weit die Flügelthüren und meldet einen späten, der Gesellschaft und selbst der Frau vom Hause nur dem Namen nach bekannten Gast, den Polizeirath K..., einen seiner Umsicht und Thätigkeit wegen berühmten Mann, der sich seit Kurzem zufällig im Orte befand.

— Sie sind mir sehr willkommen, Herr Polizeirath — empfing ihn die Frau vom Hause — und ich weiß nicht, welchem glücklichen Umstande ich die Ehre Ihres, wenn auch etwas späten, doch stets angenehmen Besuches verdanke.

Nach den gewöhnlichen leeren Gesellschaftsphrasen bat der Polizeirath leise um geheimes Gehör, und es fand sich bald Gelegenheit, daß Madame Rosen ihn allein in einem Nebenzimmer sprechen konnte. Was da verhandelt ist nie bekannt geworden, aber die Frau vom Hause ließ sich bald darauf unpäßlich melden, und als ein Geflüster durch den Saal ging, die Ausgänge des Hauses wären durch Polizeibeamte besetzt, verließen mit bedenklichen Gesichtern die Gäste nach und nach die eleganten Säle, und wo noch so eben Fröhlichkeit und laute Lust geherrscht, da sah es bald düster und unheimlich aus.

Es vergingen einige Tage, da ward still eine Leiche aus dem Hause getragen, und Niemand von den Nachbarn wußte, wer in dem Hause der Madame Rosen gestorben. Die Nacht darauf hörte man viel Geräusch im Hause und Rollen, wie von schwer bepackten Wagen. Am andern Morgen sahen die Nachbarn, daß die Fensterläden und Thüren dicht verschlossen waren, und alles Lebendige schien das sonst so geräuschvolle Haus verlassen zu haben. Keiner aus dem Orte wußte, wo Madame Rosen geblieben; gleichzeitig mit ihr war der Abbé Montoux verschwunden.

Nach mehreren Jahren wollte Jemand in den Staatsgefängnissen der Festung C... zwei bleiche Gestalten bemerkt haben, die der Madame Rosen und dem Abbé Montoux ähnlich gewesen wären.

Wer der in Marien's Tagebuche erwähnte Eduard gewesen und wo er geblieben, ist nie bekannt geworden.

Eugen Rosen starb bald nach dem Verschwinden seiner Mutter im Bade an der Auszehrung.

S. S.

An meine Lieben und Getreuen,

Die die Kunst verlehnen, sich „vorschriftsmäßig“ zu freuen.

Sie haben es versucht, mein sehr geschätztes „Volk von der achten Sorte“, in der letzten Nummer des Beobachters mit einem Dienst zu erweisen; Sie haben sich bemüht, mich gegen die Beschuldigungen eines gewissen Gutwig in Schutz zu nehmen; Sie haben mir eine Liebe, eine Anhänglichkeit bewiesen, die mich tief ergriffen, mich bis zu Thränen gerührt und ein Dankgefühl in mir erweckt hat, so groß, daß mir das Herz davon überströmmt — ich vermag nicht, es länger zurückzuhalten. Was war es doch, was mir bei Lesung Ihrer gütigen Zuschrift das Blut in die Wangen trieb — war es Unwille? — nein, denn Sie sagen ja selbst, mein sehr hoch verehrtes „Volk von der achten Sorte“, daß man im Loben nie zu weit gehen, daß man da sogar die Grenze der Wahrheit weit überschreiten könne, ohne Unwillen hervorzurufen — also nicht Unwille — so war es vielleicht Freude oder — Schaam? — nun gleichviel was es war, genug ich fühlte mich tief bewegt von Ihrer nobeln Gesinnung und konnte kaum die Zeit abwarten, dafür mein Dankgefühl gegen Sie auszusprechen — ich thue es nun hiermit so gut ich kann; denn die ganze Größe desselben läßt sich nicht in Worte fassen. — Ach, der Gutwig hat mich stark getroffen! — er hat mich zu Boden geschmettert, er hat mir meine Fehler gezeigt, unverzeihliche Fehler! — er hat „den Nagel auf den Kopf getroffen“, indem er sie aufgedeckt und ich muß mich nun vor mir selber schämen, daß ich so tief gesunken bin, Unterleibsbeschwerden zu haben. — Wie habe ich mich bemüht, diesen leichtsinnigen Fehler zu verbergen! Alles umsonst — Gutwig hat ihn entdeckt und ans Licht gezogen! — wehe mir! — die Welt weiß nun, daß ich Unterleibsbeschwerden habe! — ich bin bloß gestellt, bin verloren! — Doch eine Hoffnung erblüht mir, Gutwig sagt, man werde großstädtischer Weise mich auf dem Volksfeste verbrennen und meine Asche nach allen Winden austreuen. Dieses große Werk wird jetzt, da Sie diese Zeilen lesen, meine lieben Getreuen, bereits vollendet sein und Sie werden sich darüber freuen, daß bin ich gewiß; denn ich werde — gleich dem Phönix — verjüngt aus meiner Asche wieder erstehen und dann frisch und kräftig und — unterleibsbeschwerdenlos einherwandeln, und Artikel schreiben, so viel und so lang, daß Sie Ihre Lust daran haben sollen; — Sie sagen ja, meine Aufsätze hätten die Eigenschaft, daß sie je länger desto besser wären — nun das freut mich ungemein — denn ich

hin eben daran, ein Büchlehen herauszugeben, an dessen gutem Absatz mir besonders gelegen ist, weil ich den Ertrag desselben einer ganz ohne ihre Schuld zurückgekommenen Familie zugedacht habe; ich denke dadurch den Fehler, in welchen diese Familie verfallen ist, zu beseitigen; der Fehler besteht nemlich darin, daß sich diese Familie erküht hat — zwar nicht wie ich, Unterleibs beschwerde, sondern im Gegentheil Unterleibsleichtigkeit zu haben. Das Büchlehen ist bereits so weit fertig, es fehlt nur noch der Titel und ein Verleger dazu. Beide werde ich nach meiner Verjüngung leicht finden, bis dahin genehmigen Sie, mein werthgeschätztes „Volk von der ächten Sorte“, daß ich mich unterzeichne

mit Hochachtung

Malwig.

Das Volksfest

ist diesen Augenblick (Sonntag Abend 8 Uhr) noch in vollem Gange, wenigstens was den Tanz betrifft, denn da sind wir unverwundlich; das Uebrige will nicht mehr viel sagen, da sehr Viele, durch Langeweile und einige Regentropfen veranlaßt, den Festplatz bereits verlassen haben. Doch wir müssen besonders die auswärtigen Leser — die einheimischen werden es wohl ziemlich Alle wissen — erst auf den Festplatz hinausführen, ehe wir mit ihnen von demselben zurückkehren. Also, um die festgesetzte Zeit (das Programm sagte um 3½ Uhr Nachmittags) setzte sich der Zug unter Fahnen- und Musikbegleitung und dem Andrang einer großen Menschenmasse vom Marktplatz aus durch die Langestraße in Bewegung. Zwei Abtheilungen unseres Schützen-corps und zwischen diesen die zum Feste eingetroffenen Bremer, Delmenhorster und Westersteder Schützen — die Bremer hatten ihre eigne Musik mitgebracht — eröffneten den Zug. Hierauf folgten die Herren vom Magistrat und Stadtrath — nach dem Programm; dann einige Innungen, Sänger, Turner und wer sich sonst noch anschließen wollte. — Beiläufig gesagt ist dem Festcomité, das die Bekränzung der Achtern- und Langenstraße als eine besondere Theilnahme am Feste ansah, für heute der Dank erspart, denn es hatte Niemand bekränzt, nur einige Flaggen sah man hie und da. — In eine undurchdringliche Staubwolke gehüllt, wälzte sich nun der Zug bis zum Poggenkreuz, in der Nähe des Festplatzes, wo sich hinter den Innungen ein mit Garben und Schnittern beladener Erntewagen angeschlossen und dann dick mit Staub und Schweiß beladen — die

Sonne brannte zwar nicht, aber durch den Staub zu kommen das kostete Arbeit — auf dem Festplatz anlangte. Der angekündigte Kanongruß mußte vergessen worden sein, wenigstens hörte man nichts davon; auch vermehrte man heute in der That die so außerordentliche Theilnahme am Zuge und in diesem selbst die bei den frühern Volksfestzügen stattgefundenen Ordnung, was vielleicht dem ungeheuren Staub zuzuschreiben ist. Vielleicht wird's morgen besser. Nachdem der Zug sich um die mit Flaggen geschmückte Tribüne aufgestellt, die Sänger „Heil dir o Oldenburg“ gesungen und inzwischen von den Schützen und den sonstigen Züglern eine oberflächliche Abstaubung vorgenommen war, fuhr der Erntewagen in den von dem Zuge gebildeten Kreis und ein Comité-Mitglied — jetzt in einen ehrsamem Landmann und Schnitter verwandelt und sich als das gesegnete Jahr 1847 vorstellend — hielt von dem Wagen herab zu allem Volk eine Rede, auf die wir hier nicht weiter eingehen wollen, die aber recht gut einstudirt war und ohne Stocken gesprochen wurde. So etwas ist nicht Jedermanns Sache, und wir wollen deshalb über die Comödie, schon in Anerkennung der unsäglichen Mühe des Festcomité's, nichts weiter sagen und nur den Redner loben, der sie glücklich zu Ende gebracht. — Jetzt zerstreute sich das Volk — heute mußte Jeder zum Volke gehören — einige Tausend, worunter sehr viele Landleute, auf dem Festplatz, auf dem unzählige Flaggen im Winde flatterten und den fast ein voller Kreis von Zelten und Büden umschloß, welche am Abend zum Theil brillant erleuchtet waren. Spiele (Sacklaufen, Preisschneiden, Sturzbad u. d. gl.) begannen nun, so wie das Turnen von Erwachsenen unter Leitung des hiesigen Turnlehrers; auch der Tanz ließ nicht lange auf sich warten — heute in zwei Zelten — bei den Schützen und in dem schon im vorigen Jahre entprentirten Zelte — und für einen Theil des Volks auf einem Plage im Freien, was jedoch nicht lange dauerte.

Wir wollen die Tänzer ihrem Schicksale überlassen und für heute unsern Bericht schließen, da der Sandmann sich bereits einstellt und außerdem Seher und Drucker sich ausdrücklich ausgebeten haben, auch sie morgen, wenn man denn einmal Alles zum Volke rechne, mit dazu zu rechnen, besonders da es einem Feste gelte. — In diesem Augenblick (um Mitternacht) ist es von dem Feste Heimkehrenden noch äußerst lebhaft auf den Straßen; auch hat ein sanfter Regen begonnen, der uns vielleicht morgen einen angenehmeren Tag wie heute oder einen Strich durch die Rechnung macht. Wie Gott will!

Ueber den morgenden Tag in nächster Nummer.

Der Beobachter.

Brieftasche. Der Einsender des Artikels: „Nehre“ etc. — wolle sich uns gefälligst näher bezeichnen, da er uns unbekannt ist.

Beiträge werden unter der Adresse:
An die Redaktion des Beobachters in Oldenburg
in der Verlagsbandlung unfrankirt angenommen.

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

IV. Jahrgang.

Freitag, den 3. September 1847.

№ 71.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern in 1/2 Bogen. Der Preis beträgt für Auswärtige, einschließlich des Oldenburgischen Postporto's, vierteljährlich 36 gr. Cour.; in der Stadt Oldenburg 34 gr. Cour. frei ins Haus.

Betrachtungen über Culturzustände.

Den nachfolgenden Artikel, der uns von gefälliger Hand mitgetheilt und einem norddeutschen Blatte entnommen ist, glauben wir unsern Lesern nicht vorenthalten zu dürfen, da er namentlich auf den jetzigen Sittlichkeitszustand der uns immer zum Vorbild dienenden Franzosen hinweist; er lautet:

„Höhere Stände, gute Gesellschaft, vornehme Welt, Adel — das sind Worte und Begriffe, an welche sich Jahrhunderte hindurch auch der Begriff von Tugenden und moralischen Vorzügen knüpfte. Die Bildung, sowohl des äußern, wie auch des innern geistigen Menschen, wurde jenen Klassen als ein besonderer Vorzug vor dem Volke, oft mit Recht, oft mit Unrecht, nachgerühmt. Sehen wir auf das Land, in welchem die feine Sitte, die guten Manieren, der hon ton es ganz besonders ist, auf welchen sich eine Klasse von Menschen vor allen andern viel einbildete, sehen wir auf Frankreich, dessen gute Gesellschaft der ganzen Welt noch bis auf diese Stunde die Regel des Anstands, die neuen Moden des guten Geschmacks vorschreibt — so fällt es uns, wie schon einmal, aufs Neue wie Schuppen von den Augen. Diese hohe, vornehme Welt ist eine garstige, schlechte und böse Welt, in deren Schooß die fürchterlichsten Laster, die grausamsten Verbrechen begangen werden. Kaum hat die edle französische Pairskammer über den Teste-Cubièreschen Bestechungsprozeß ihr Urtheil gefällt, so sieht sie sich schon wieder zur Richterinnen einberufen und aufgefordert, über ein noch entsetzlicheres und empörenderes Verbrechen Strafe zu verhängen. Ein Pair von Frankreich, ein Herzog hat seine Gattin ermordet. Die Tochter des Marschalls Sebastiani, der unter Napoleon ruhmvoll gedient und unter der jetzigen Regierung eine Zeitlang Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, hatte den Herzog von

Choiseul-Praslin zum Gemahl, mit dem sie neun Kinder zeugte. Der Herzog, älter als 40 Jahre, faßte eine sträfliche Leidenschaft zu der Erzieherin seiner Kinder, einem Fräulein von Luzzy, die auf den Willen der Herzogin ihren Platz niederlegen und das Haus verlassen mußte. Diese Maßregel scheint den Herzog aufs Außerste gebracht zu haben. Nach der Rückkehr der Familie aus den Wäldern nach der Hauptstadt, mitten in der Nacht überfiel er seine von der Reise erschöpfte Gattin im Schlaf und schlachtete sie mit einem Fingerring nach entsetzlicher Gegenwehr. Der Verbrecher ist in den Händen der Justiz, die für ihn keine Strafe finden wird, welche seiner grausamen That entspricht. Seine Gewissensqual muß fürchterlich sein. — Und es giebt in Paris eben noch andere traurige Dinge aus den Kreisen der Gebildeten und Bevorzugten; noch andre Prozesse, die als Spiegel dienen und das Zerrbild derer zeigen, die dem Volke ein Muster der Redlichkeit und der Sitte sein sollten. —

Was sind die politischen Vergehen, die Assoziationsversuche, die Hungerreizen des Volkes gegen solche Verbrechen derer, die einen traurigen Stolz darin finden, nicht zum Volke gezählt zu werden? Muß sich nicht der schlichte Mann, im Staubkittel, der Mensch der harten Arbeit empört fühlen, wenn er in den privilegierten Ständen solche Unmenschlichkeiten begehen sieht? Ist es bloß der Magen des Volks, der murren und sich empört gegen die Reichen und scheel sieht auf die, welche mehr besitzen als sie brauchen? Nein, auch das Herz ist es, das ob solcher Grausamkeiten, solcher Laster und Gräueln dem Volke voll Bitterkeit und Entsetzen in der Brust schlägt. Es fühlt, daß die, welchen es so leicht sein müßte, besser zu sein als das Volk, schlechter sind, tausendmal schlechter, daß ihrer viele sind, die sich des Namens Mensch unwürdig gemacht haben. Der moralische Eindruck, welchen die letzten enthüllten Verbrechen

